Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

lichen Mechanismus — ein unvergeßlich gestaltetes Motiv. Oder bedenken wir etwa die raffinierte Fugierung von Wort und Bild, die nur an den dramatischen Höhepunkten ganz verschmelzen und sonst oft gleichsam anatomisch herauspräpariert erscheinen. So erklärt sich zum besseren Teil die Häufigkeit des Worts in diesem Film — zum geringeren Teil ist sie wohl der Romanvorlage zuzuschreiben. Immerhin scheint diese in der Figur der altjüngferlichen, vom Leben enttäuschten Tante einen kostbaren Stoff beigesteuert zu haben. In dieser Gestalt klingt immer wieder die Welt eines Julien Green an mit ihrem Irrlichtern zwischen Unglück und Irrsinn, mit ihren hohlen, endlosen und doch kerkerhaften Treppenhäusern. Stoßen wir damit auf ursprünglich amerikanische Züge bei Green? Oder ist es die umfassende Atmosphäre unserer Welt, die in unsere Kriege folgerichtig ausreifen mußte? Schwer zu sagen. Jedenfalls ist es ein großes Lob für Welles, wenn man sagen kann, er stoße in die Bezirke des bedeutenden amerikanisch-französischen Romanciers vor. Nur — bei Green beginnt das Interesse des Lesers mit dem Namen des Autors und endet eingesponnen in der Verzauberung durch die beschworene Welt. Orson Welles' Film endet mit der Aufzählung seiner hochbegabten Mitarbeiter, sein letzter Satz ist: „My name is Orson Welles". Das ist gut so. Die Größe dieses Film liegt darin, daß man nie vergessen kann — und soll —, daß seine Welt eine gemachte ist. Elisabeth Brock-Sulzer.

Bücher Rundschau

Die Eidgenossenschaft im Spiegel des Auslandes.

René W. Aeberhard: Die schweizerische Eidgenossenschaft im Spiegel ausländischer Schriften von 1474 bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Verlag Ernst Lang, Zürich.

Diese Zürcher Dissertation setzt sich zum Ziel, Äußerungen in Schriften ausländischen Autoren aus der Epoche des militärischen und politischen Höhepunktes der Eidgenossenschaft und der Gegenreformation zusammenzustellen und daraus das Bild des Auslandes über Staatseinrichtung, Militärwesen, Menschen und Sitten der damaligen Schweiz zu bestimmen. Der Verfasser empfindet selbst, daß seine Untersuchung im Wesentlichen nur Bekanntes bestätigt. Einem gereifteren, erfahreneren Historiker wäre es aber doch möglich gewesen, aus den Memoiren von Commynes, der (sehr einseitigen) Darstellung der Zapoleten in der Utopia des Thomas Morus, Padavinos Relazionen, den Reiseberichten von Thomas Coryate und Fynes Moryson neue wesentliche Aspekte aufzuzeigen. Immerhin führt uns der Verfasser an manchen Orten zu Feststellungen, die interessant sind, z. B. zu den für manche Betrachter auffallenden, ungewöhnlichen Rechtssicherheit und Gerechtigkeit innerhalb der Schweiz, die in völligem Gegensatz zur Habgier und Rohheit des schweizerischen Söldnerwesens und dem Ausland stehen. So wird schon damals gerühmt, daß jeder Reisende ohne Gefahr für Gut und Leben in diesem Lande weile. Man kann, wie ein Sprichwort lautet, „durch das Land gehen und Gold in seinen Händen tragen", es wird nichts entwendet. Sollte es ausnahmsweise doch geschehen, so wartet den Tätern harte, schnelle Bestrafung, die sich weniger auf geschriebenes, als auf Gewohnheitsrecht stützt. Bemerkenswert erscheint den Reisenden auch, wie jeder wehrfähige Bürger seine Ausrüstung zu Hause aufbewahrt, um jederzeit zur Verteidigung bereit zu sein.

Der Aufschwung der geistigen Kultur seit 1515 wird mehrfach bemerkt. Theologen und Philologen seien von einer Gelehrsamkeit, die sie über das Land hinaus berühmt mache. Zürich, so schreibt Coryate mit gedämpftem Lob, mache in Gottesgelehrsamkeit und Sprachwissenschaften den Städten Oxford und Cambridge den Rang streitig, jedoch nur in der Quantität, nicht in der Qualität. Sehr

merkwürdig ist in diesem Zusammenhang, daß der Künste kaum gedacht wird und Naturforscher wie Geßner, Platter, usf. nicht genannt werden; doch hängt dies wohl mit den spezifischen Interessen der Autoren zusammen.

Im Ganzen sind die ausländischen Stimmen mit Ausnahme der allgemeinen Anerkennung militärischer Tüchtigkeit und Todesverachtung der Söldner nicht allzu schmeichelhaft. Aber die Kenntnisse erweisen sich außer bei Padavino, Moryson und Coryate auch als meist sehr oberflächlich und daher widersprechend. Aus diesem Grunde ist es nicht die Schuld Aeberhards, wenn kein bedeutendes Gesamtbild entsteht; es versagen die Quellen. Das Urteil des Auslandes — und dies festzustellen, war ja die Hauptaufgabe des Verfassers — wurde aber wie manchmal heute noch, weniger durch den relativen Scharfsinn der Beobachter als durch Autoren bestimmt, deren Urteile über die bäuerischen, ungeschlachten Schweizer den ausländischen Lesern, d. h. damals den Aristokraten und Höflingen, besser zusagten als objektive Eindrücke. Leider hat Aeberhard den historiographischen Gesichtspunkt der Abhängigkeit der Berichte von den Wünschen des Publikums und der Verleger nicht berücksichtigt. Trotz dieses Mangels wird man in seinen acht übersichtlichen Kapiteln aber viele reizvolle Feststellungen finden, die seine fleißige Anthologie ausländischer Stimmen über die Schweiz, die oft bis heute in fremden Staaten nachwirken, lesenswert machen. Eduard Fueter.

La situation de la Suisse.

Markus Feldmann: La situation de la Suisse face à la quatrième année de guerre. Pages Suisses, Cahier No. 13. Kundig, Genève 1942.

Es handelt sich um die französische Übersetzung der Rede, die Nationalrat Markus Feldmann am 27. September 1942 vor der Delegiertenversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Genf hielt.

Nach einer einleitenden Beleuchtung der Frage: Wo stehen wir „praktisch" im vierten Kriegsjahr in außen- und innenpolitischer, militärischer und wirtschaftlicher Beziehung?, nimmt der Verfasser zum Angelpunkt seiner Ausführungen die Äußerung des Vorstehers des Politischen Departementes: „le silence est la meilleure parole", und gelangt im Folgenden zu einer scharfen Ablehnung dieses Satzes, sofern er sich nicht lediglich auf die Zurückhaltung bezieht, die sich der Leiter des betreffenden Departementes bei seinen außenpolitischen Erklärungen auferlegen muß. Keinesfalls darf dieser Satz zu einer Unterdrückung der freien Meinungsäußerung führen, denn auch die Außenpolitik eines demokratischen Staatswesens ist nicht „ein Ding an sich", sondern ein integrierender Teil der Gesamthaltung des Volkes. Man darf nicht schweigen, wenn das Ausland die Pflichten der schweizerischen Neutralität verkennt oder der Schweiz das Recht zu einer unabhängigen Stellungnahme bestreitet, die das Recht jedes politisch mündigen Volkes ist. Wir haben die Pflicht, gegen die Verfälschung unserer Geschichte und gegen den auf unsere Regierungsform geworfenen Mißkredit aufzutreten. Etwas mehr kämpferische Entschlossenheit im Bekenntnis zu unserer Staatsform und ihren Freiheiten ist unbedingt am Platze. Es ist nicht notwendig, unsere Unabhängigkeit rechtfertigen zu wollen, indem wir auf die Werke der Barmherzigkeit, die wir während des Krieges vollbringen, hinweisen. Wir haben es nicht nötig, uns zu entschuldigen und gewissermaßen um mildernde Umstände zu plädieren. „Nous sommes, et nous voulons rester, parce que nous sommes!" Wir erfüllen die Pflichten der Menschlichkeit nicht, um unsere Daseinsberechtigung zu beweisen oder die Wertschätzung des Auslandes zu erringen, sondern weil diese Haltung unseren Staatsidealen entspricht.

Nationalrat Feldmann kommt dann auf die Stellung der Schweiz gegenüber der „neuen Ordnung" zu sprechen. Auch hier dürfen wir nicht schweigen, wenn gewisse Kreise unser Land, unter dem Deckmantel der wirtschaftlichen Zusammenarbeit, in ein bestimmtes System spannen wollen, denn die Schweiz kann als freier Staat nur existieren, wenn sie mit allen Staaten der Erde nach eigenem Gutdünken Beziehungen pflegen kann. — Ebenso müssen wir aufs Entschiedenste Stellung gegen die politischen Machenschaften beziehen, die im Landesverrat münden. Die Regierung sollte offiziell erklären, wer systematisch den Verrat in der Schweiz organisiert. (Der Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit kann dem Verfasser bei der

Behandlung dieses Themas kaum erspart bleiben, denn der Feind ist sicherlich nicht nur in einer Richtung zu suchen.) Man wird einwenden, daß unsere wirtschaftliche Abhängigkeit uns verbietet, klar und eindeutig unsere politische Position zu behaupten. Doch das Ausland schließt mit uns keine Handelsverträge aus reinem Wohlwollen, sondern weil es unsere Erzeugnisse benötigt. Durch eine mutige Stellungnahme erleichtern wir die Arbeit unserer Wirtschaftsdelegationen, denn noch nie war der Mut die wahre Gefahr, wohl aber die Angst, und eine Politik der Angst ist die gefährlichste von allen.

Der Autor geht alsdann zur „inneren Front" der Schweiz über. Man hat befürchtet, daß die zum Schutz des Staates ergriffenen Maßnahmen, indem sie die persönliche Freiheit einschränken, die demokratisch-freiheitliche Struktur der Schweiz in ihren Grundfesten erschütterten. Die Eidgenossenschaft kann jedoch die äußere und innere Freiheit nur wahren, wenn sie sich gegen alle inneren Gefahren vorsieht. Denn die schweizerische Freiheit ist nicht eine Freiheit schlechthin, sondern eine vernünftige Freiheit. Vernünftigerweise kann es aber keine Freiheit für diejenigen geben, die unsern Staat vernichten wollen und damit die Grundlage selbst der Freiheit aller Bürger. Und so ist auch eine Opposition — in einer Demokratie eine notwendige und natürliche Erscheinung — nur insofern zulässig, als sie auf Schweizer Boden steht und mit schweizerischen Methoden kämpft.

Zum Schluß stellt Nationalrat Feldmann die drei Hauptforderungen auf, deren Erfüllung Regierung und Volk obliegt: eine vertrauensvolle Zusammenarbeit von Stadt und Land, die Wahrung des sozialen Friedens und die gerechte Verteilung der Kriegsschulden auf die verschiedenen Bevölkerungsschichten. Dazu ist die Zusammenarbeit aller Parteien unerläßlich, denn keine ist stark genug, allein zu herrschen, und eine mit Vollmachten ausgestattete Regierung kann nur bestehen, wenn sie die volle Unterstützung des Volkes findet.

Es sind mutige, männliche Worte, die Nationalrat Feldmann gesprochen hat. Mögen sie dazu beitragen, die Opportunisten und Wankelmütigen unter uns zu der Haltung zurückzuführen, die für einen um das Wohl unseres Landes besorgten Bürger die einzig mögliche ist. Carl Theodor Gossen.

Katholisches Handbuch der Schweiz.

Mitte Mai erschien im **Rex-Verlag Luzern** eine katholische Neuerscheinung von überdurchschnittlicher Bedeutung. Im Auftrag und unter Mitarbeit des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins gab Dr. **Hermann Seiler** ein **„Katholisches Handbuch der Schweiz"** heraus. Auf 400 engbedruckten Seiten wird in staunenswerter Fülle und wohltuender Klarheit „ein praktisches Handlexikon katholischer Gegenwartskunde" geboten. Den Hauptteil, rund 200 Seiten, beansprucht die Darstellung des katholischen Lebens in der Schweiz. Nach einer ausführlichen Darstellung des Organisatorischen berichten berufene Mitarbeiter über einzelne Sachgebiete, so Nationalrat Karl Wick, Luzern, über das staatliche Leben, Dr. E. F. J. Müller, Dozent am neuen Lehrstuhl für Zeitungswesen in Freiburg, über das katholische Zeitungswesen, der bekannte Schulmann Prof. Dr. Hans Dommann, Luzern, über Schule und Erziehung, Caritasdirektor Crivelli, Luzern, über die organisierte caritative Tätigkeit der Schweizer Katholiken, P. Dr. Leutfrid Signer, Stans, über das katholische Schweizerbuch. — Diesem „schweizerischen Teil" geht ein Überblick über die Organisation und die wichtigste Tätigkeit der Weltkirche voraus, soweit sie sich überhaupt nach außen erfassen läßt. In vorbildlicher Kürze und Klarheit wird alles Wissenswerte über die Leitung der Kirche (Kardinäle, Kurie, Diplomatische Vertretungen 2c.) und die zahlenmäßige Verteilung der Religionen dargelegt. Von den Tätigkeitsberichten interessieren besonders jene über die Friedensbemühungen und die Liebestätigkeit Pius XII., sowie die Berichte über die Weltmissionen und die Ostkirchenfragen. — Wir Katholiken beklagen uns oft, daß die Menschen anderer Konfession uns zuwenig kennen, begehen aber auch unsrerseits manchmal den gleichen Fehler. Es ist deswegen sehr zu begrüßen, daß in einem dritten Teil ein kurzer, aber sehr reichhaltiger Überblick über die Geschichte und die organisatorische Gestalt der Evangelischen Kirchen in der Schweiz geboten wird, rein informierend, ohne jegliche Polemik. Eine ebenso sachliche Darstellung findet die sozialistische Bewegung in der Schweiz. — Dieser

kurze Hinweis auf den Inhalt kann kein Bild geben von der Reichhaltigkeit des Gebotenen. In welchem Sinn und Geiste das Werk gemeint ist, geben am besten einige Worte der gehaltvollen Einleitung wieder: „Der tiefere Zweck des Werkes wäre erreicht, wenn das vielfältige Material zur kritischen Besinnung und Stellungnahme anregen würde. Denn darum, und nicht um eine naive, selbstgefällige Bespiegelung geht es im Folgenden". Der Absicht der Herausgeber nach gehört das Werk als Orientierungs-, Arbeits- und Nachschlagewerk in die Hände der Geistlichen und der führenden katholischen Laienkreise. Da es aber nicht nur trockenes lexikonartiges Wissen in Zahlen und Namen vermittelt, sondern ein lebensvolles Ganzes bildet (Ausführlicheres über die kulturellen Belange folgt in weiteren Bänden), wird es auch in der nicht-katholischen Schweiz Beachtung finden bei jenen, die sich um die religiös-geistige Situation der Heimat interessieren.

Gebhard Frei.

Brot der Heimat.

Josef Reinhart: Brot der Heimat. Ein Lebensbild. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau 1943.

Wir kennen die mittelalterlichen Altarflügel mit ihren aneinandergereihten Szenen aus einer Märtyrerlegende, wir kennen die italienischen al fresco-Malereien, die, ganze Wände in einzelne Bilder auflösend, die Geschichte eines Heiligen erzählen. Ähnlich jenen Künstlern geht Josef Reinhart vor, indem er das Leben seines Helden, Joh. Konrad Eschers, nach äußeren Begebenheiten zu einzelnen Bildern auflöst, mit klarer Linienführung und einfacher Farbe vor uns ausbreitet. Eindrücklich, mit starken Akzenten, reiht Szene sich an Szene, aber wir vermissen die subtile Tiefenwirkung, die Halbtöne, die Leben und Rundung schaffen. Das Werden und Wachsen, das Wollen und Vollbringen des großen Schweizers entwickelt sich in kurzen Kapiteln, ebensovielen Bildern, zum schönen Ganzen, den Bildern aber fehlt die innere Verbindung. Der Blick in die feinen Verästelungen der Seele, in die tiefen psychologischen Zusammenhänge bleibt uns versagt. Wohl kämpfen wir mit gegen Schwierigkeiten, innere Probleme zu lösen gibt es nicht.

Ein Großes, Positives danken wir dem Verfasser des Lebensbuches: in weiten Kreisen kannte man bis heute Konrad Escher von der Linth als Ingenieur, als den Erbauer des Linthkanals, als Retter eines ganzen Landesteiles. Escher als Naturforscher, Kaufmann — sein eigentlicher Beruf —, als Politiker war so wenig bekannt wie Escher als Sohn, Gatte, Vater, Freund. Das Zürich des 18. Jahrhunderts, kein dankbarerer Hintergrund für ein Lebensbild läßt sich denken. So tauchen die Namen von Pestalozzi, Lavater, Salomon Landolt auf, von jedem dieser Namen fällt ein Lichtstrahl auf die Gestalt des jungen Zürchers. Die bittere Zeit der Franzosenherrschaft reift diesen zum Mann, bewußt erlebt er die Brandung, in der die alte versinkende von der neuaufsteigenden Zeit sich stürmisch löst. Ziviler Beruf, politische Pflichten liegen mit seinem ungestümen Forschergeist in Fehde, leicht könnte er sich im Überreichtum seiner Fähigkeiten zersplittern. Überraschend ist es, daß er nicht auf dem Weg der technischen Wissenschaften vor seine größte Lebensaufgabe, die Linthkorrektion, geführt wird, es ist der begeisterte begnadete Naturforscher, der tätige Menschenfreund, der sich diesem ungeheuren Werk verschreibt. Und dem Menschenfreund und Staatsmann bleibt nach Vollendung dieses Werkes noch Großes zu tun übrig. Zum Erfolg des Linthwerkes gesellt sich ein kaum weniger großer, die Verhütung eines Bruderzwistes zwischen Glarus und St. Gallen.

Das „Brot der Heimat" ist in seiner kraftvollen Schlichtheit wirkliches Brot, gesunde Kost für weiteste Kreise unseres Volkes, ist eine schöne Gabe für die reifere Jugend.

M. Paur-Ulrich.

Eine neue Übertragung von Sophokles.

Sophokles, Aias, Vorwort und Übertragung von Emil Staiger. Sammlung Klosterberg, europäische Reihe. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1942.

Man pflegt von einem Übersetzer zu fordern, daß er in der fremden Sprache und in der Muttersprache heimisch sei. Überträgt er gar einen antiken Text, so

kann er philologischer Zucht und Schulung nicht entraten und muß trotzdem das Gefühl für die Möglichkeiten der eigenen Sprache bewahrt haben. Der Altphilologe, der eine Übersetzung aus dem Griechischen zu beurteilen hat, die von einem Literarhistoriker herrührt, wird seinen Blick zuvörderst auf die Übersetzungstreue, auf die „Richtigkeit" der Wiedergabe werfen und erst in zweiter Linie den deutschen Stil besehen, wo er sich nicht zuständig fühlt. Um es gleich vorwegzunehmen: die Übertragung des sophokleischen Aias durch Emil Staiger dürfte hinsichtlich des ersten Erfordernisses den Ansprüchen auch eines pedantischen Philologen genügen. Bei einer genauen Vergleichung ist mir bloß eine einzige Stelle aufgefallen, an der ich den griechischen Text anders verstehen möchte. Staiger übersetzt die Verse 1304 f. (Seite 75): „Soll also ich, von edlen Eltern edel gezeugt, der Blutsverwandten Schande dulden?" Mit der Schande meint er jedenfalls die Verweigerung eines Grabes für Aias. Der Satz dürfte vielmehr besagen, des Teukros von Agamemnon geschmähte Abstammung bringe seinen Verwandten keine Schande: „Sollte ich etwa, ein Edler von Edlen entsprossen, meine Blutsverwandten beschämen?" Gemessen an der großen Zahl schwieriger Stellen, die jede antike Tragödie aufweist, wiegt dieser Irrtum (wenn es überhaupt einer ist) leicht.

Was nun das zweite Erfordernis anbetrifft, so ist Staiger bereits aus seinen früheren vortrefflichen Verdeutschungen der „Antigone" und des „Königs Oedipus" als ein Meister der deutschen Sprache und der Übersetzungskunst bekannt. Die Vorzüge jener Übertragungen — Klarheit der Diktion und Schönheit des Verses bei einer wohltuenden Scheu vor jeglicher Gespreiztheit — eignen auch der vorliegenden Verdeutschung des Aias, die eine Zierde der Sammlung Klosterberg bildet, für die wir Verfasser und Verlag gleich dankbar sein wollen. Besonders gut geraten sind die sogenannten Stichomythien, jene Partien eines erregten Tones, in denen jeweilen zwei Gestalten der Tragödie den Dialog auf die Weise bestreiten, daß jede nur einen Vers lang spricht, worauf ihr die andere wieder einen Vers lang entgegnet. Der griechische Ausdruck ist an solchen Stellen von einer unvergleichlichen Prägnanz und von einer schneidenden Schärfe, die Staiger auch für das Deutsche gewonnen hat. Bei den Chorliedern verzichtet der Übersetzer hie und da mit Recht auf die Maße des Urtextes, und bei dem unvermeidlichen Zwiespalt, ob die Überschwenglichkeit nachgeahmt oder die Verständlichkeit gerettet werden soll, wählt er meist den Weg größerer Nüchternheit.

Staiger hat, wie schon in seinen früheren Übertragungen sophokleischer Tragödien den griechischen Trimeter durch den deutschen Blankvers ersetzt. Dieser völlig stilgerechte Vers bietet ihm den Vorteil vermehrter Möglichkeiten, da er im Gegensatz zum Trimeter männlich und weiblich enden darf. Ein Nachteil aber ist darin zu sehen, daß er kürzer ist als der Trimeter, immer mindestens um eine Silbe, oft um mehrere. Weil Staiger anderseits die Verszahl nicht vermehren will, muß er zahlreiche Wörter des griechischen Textes unübersetzt lassen oder dann den Ausdruck im Deutschen verknappen. Eine Aufzählung aller dieser kleinen Lücken gehört nicht in den Rahmen dieser Anzeige: jedem, der den Urtext daneben hält, werden sie sofort auffallen.

An diese Feststellung möchte ich ein paar Beobachtungen zu einzelnen Versen anschließen. Das sogenannte Enjambement gilt sowohl im griechischen Trimeter wie im deutschen Blankvers für erlaubt. Trotzdem wird man es als unschön empfinden, wenn zwei völlig zusammen gehörende Wörter wie Präposition oder Artikel und Substantiv auf zwei Verse verteilt werden, und überhaupt stört es, wenn ein gänzlich unbetontes und gewichtloses Wort am Versende steht. Das ist der Fall in Vers 1278 (Seite 74): „. . . in hohem Bogen über / Die Gräben . . ." oder in V. 53 (S. 21): „die un- / Verteilte Beute"; ähnlich beim Einzug des Chores V. 158 (S. 27): „Und doch sind ohne die Großen die / Geringen . . .". Ein unschönes Enjambement hat gleich zu Anfang eine falsche Versbetonung zur Folge, nämlich V. 6 (S. 19): „ob er drin, ob / Er draußen ist". Falsche Betonung treffen wir außerdem V. 921 (S. 59): „Wo ist Teukrós?" Bilder sind nicht immer von einer Sprache in die andere übertragbar. Wenn im Griechischen dasselbe Wort die Trümmer eines Hauses und die unkenntlichen Glieder einer zerstückelten Leiche bedeuten kann, so ist es im Deutschen noch lange nicht angängig, von den ‚Trümmern der blutigen Kadaver' zu sprechen (V. 308, S. 33). Andere Bilder sind falsch, ohne daß sie durch den griechischen Text geboten wären. Ins „Garn des Unheils" kann

man niemanden ‚schleudern', sondern nur locken oder verwickeln (V. 60, S. 21). Der Stahl kann nicht in ein ganzes Heer eindringen, sondern bloß in einzelne Soldaten (V. 95, S. 24). Gestähltes Eisen ist nicht ‚starr', sondern hart (V. 650, S. 47). Der Ausdruck ‚ans Herz greifen' wird noch als so konkret empfunden, daß man sich nicht wohl einen Weg vorstellen kann, der ans Herz griffe (V. 995, S. 63). Manche Wendungen scheinen mir dem erhabenen Stile der Tragödie zu wenig angepaßt oder wirken im Deutschen unschön. Dabei will ich freilich zugeben, daß es sich hier um Fragen des Geschmackes handelt, die nicht von jedem in gleicher Weise entschieden würden. „Schmachbehäuft" (V. 367, S. 35) ist wohl kaum eine glückliche Neubildung. Man ‚frönt' beispielsweise den Leidenschaften; Tekmessa aber wird nach Aias' Tode ‚fronen' müssen (V. 503, S. 41). „Schneegestöber" ist ein freundliches Naturereignis gegenüber ‚Winterstürmen, die über den Schnee dahinfahren' (V. 670, S. 48). In dem Satze „Auch Hermes ruf ich, den Totenführer, daß er in der Tiefe mich milde bette, rasch und ohne Zucken, wenn dieser Stahl die Seite mir durchbohrt" wird man genötigt, die Worte „rasch und ohne Zucken" zu ‚betten' zu ziehen, statt zu ‚durchbohren' (V. 833, S. 55). Der Satz „Ihn, auch wenn mir du, auch wenn's der andre Führer wehrt, begrab ich" (V. 1108, S. 67) ist beinahe unverständlich. ‚Verwerfen' (V. 1392, S. 80) kann man eine Ansicht; auch weibliche Tiere können verwerfen; eine Leiche aber kann man nicht verwerfen, sondern bloß hinwerfen. In V. 890 (S. 57) spielt der Dichter mit der Doppelbedeutung des Wortes ‚amenenon': der Chor bezeichnet den Helden als ‚des Sinnes bar', während der Zuschauer bereits weiß, daß Aias ‚entseelt' ist. In Vers 1114 (S. 67) hätte die auch im Griechischen ungewöhnliche Mehrzahl ‚die Nichtse' nachgeahmt werden dürfen.

Alle diese Aussetzungen sind geringfügig gegenüber den Vorzügen dieser Übersetzung. Sie sollen daher auch nicht die im ganzen höchst erfreuliche Leistung Staigers herabsetzen, sondern nur die Schwierigkeiten eines solchen Wagnisses unterstreichen. Hans-Rudolf Schwyzer.

Vergils Aeneis.

Theodor Willy Stadler: Vergils Aeneis. Eine poetische Betrachtung. Verlag Benziger, Einsiedeln 1942.

Ein Dilettant im edelsten Sinn des Wortes, ein liebevoller Erkunder poetischen Schaffens legt uns dieses kleine Büchlein in die Hände, dessen gepflegte Sprache und vorbildliche Ausstattung wohltätig mit der ehrfürchtigen Haltung des Inhalts harmoniert. Es soll ein Kapitel induktiver Poetik sein: die innere Form der Aeneis soll sichtbar gemacht werden. In dreifacher Weise erfülle sich, so lehrt Stadler, ihre poetische Gesetzlichkeit, ihre Eusynopsie, d. h. das übersichtliche Zusammenschließen sämtlicher Teile zum Ganzen, wie er sich mit aristotelischer Terminologie ausdrückt, die ihm, dem bewußt katholischen Menschen, noch durchaus lebendig ist. Erstens liegt ein diastolisch-systolischer Geschehnis-Rhythmus vor, der die Folge der zwölf Bücher machtvoll durchwaltet, und zwar in der Weise, daß die geraden Bücher dem Helden und seinem Fatum gewidmet sind, während die ungeraden das erzählte Geschehen vom einsam-erhabenen Helden weg in die vielfigurige Fülle fallen lassen. Zweitens aber zeichnen sich zwei Valenz-Stufen ab, einmal in einer allerdings handgreiflichen Halbierung in je sechs Bücher, deren erste Reihe einen ordo minor, die zweite einen ordo maior nach eigenen Worten Vergils bilden. Neben dieser Hälftung aber, die eher bruchgefährlich ist, d. h. leicht zu einer Auflösung des Ganzen hinführen könnte, und die auf jeden Fall „den das ganze Gedicht durchwaltenden, rapiden, emphatisch heftigen Auftrieb, seine Ad-astra-Bewegtheit noch keineswegs zu erklären vermöchte", steht eine zweite Reihe von Valenzstufen, nämlich die Werkdrittel als deutlich von einander sich abhebende Teile des Ganzen. Besonders um diese, im Gegensatz zu den beiden andern noch nie beobachtete, Ordnung ist es dem Verfasser zu tun.

Es ist klar, daß aus diesen drei Kurven — denn in solche werden sich die drei Prinzipien für unser Gefühl ohne weiteres verwandeln — ein reizvolles Gebilde entsteht: zu tiefst die an und für sich anfangs- und endlose Wellenlinie der rhythmischen Abwechslung zwischen diastolischen und systolischen Büchern; sie aber wird gebändigt und in den Raum gefesselt durch sie überwölbende Bogen,

höher ragend ein Paar, das in der Mitte sich berührt, etwas darunter ihrer drei, die auf den Drittelgrenzen aufsitzen. Wohlgefällig müssen sich dem Auge die gleichmäßig vielfältigen Überschneidungen aufdrängen.

Kein Zweifel, daß das schön gedacht ist. Ist es aber auch wahr? Darüber läßt sich schwer disputieren, denn es beruht zuletzt doch alles auf „sensation", d. h. einem ersten sinnlich-geistseelischen Innewerden, wie sich der Verfasser ausdrückt. Wer nicht mitfühlen kann, muß natürlicherweise Gefahr laufen, als stumpf verschrieen zu werden. Ist diese Analyse aber auch nur wahrscheinlich? Auf diesem der ratio zugänglicheren Terrain möchte ich meine Bedenken anmelden.

Bezeichnender Weise hat sich uns sofort die Vision eines geschlossenen Liniensystems ergeben. Die Rhythmuskurve mag zwar als bewegt gefühlt werden in ihrer Unbegrenztheit; sie repräsentiert ja aber auch eher die Materie, die durch die Valenzstufen gefesselt wird. Diese letzteren aber sind starr; sie sind Abbilder eines künstlerischen Objekts, das auf einmal vor uns hintritt, nicht in zeitlichem Nacheinander. Es sind Valenzen oder Aequivalenzen, um einen Burckhardtschen Ausdruck zu gebrauchen, eines Bildeindrucks. Weder ein literarisches Werk noch ein Musikstück können wir so sehen und dürfen wir so beurteilen. In diesen sind ganz andere auf dem Nacheinander und Übereinander unserer Sensationen beruhende Eindrücke, Spannungsänderungen und -erweiterungen wirksam, die kein derartig gleichmäßiges Diagramm ergeben dürfen. Dagegen hat schon Aristoteles mit seinen von der Organisation eines Lebewesens bezogenen Begriffen sich verfehlt. Darum ist er auch der Tragödie gegenüber im tiefsten Sinn verständnislos geblieben. Was Stadler uns vorlegt, wäre wohl auf ein Raffaelisches Bild, z. B. auf die Schule von Athen, anwendbar, aber nicht auf ein Literaturwerk, das nur in zeitlichem Ablauf, nicht in räumlichem Nebeneinander existiert.

Ein zweites Bedenken scheint mir aber noch wichtiger zu sein. Wird dieses Ausgehen von einem umfassenden Ganzen, dieses Aufgehen der Teile in einem solchen überhaupt augusteisch-römischem Schaffen gerecht? Ist das nicht ein ästhetisches Vorurteil einerseits der Neuzeit und anderseits der Griechen? Nach meiner Überzeugung ist der künstlerische Einheitsbegriff des Augusteers ein anderer als der unsrige. Ihre Einheit ist eine viel kleinere. Mit Recht weist Stadler auf eine wichtige Arbeit Eduard Nordens hin über eine Versfolge im 4. Buch der Georgica des Vergil, die das schwebende Gleichgewicht der Verse und Verspartien eindrucksvoll herausarbeitet. Hierbei handelt es sich aber um nur 70 Verse. In solchem Maßbereich liegt, was ein Augusteer als Einheit empfindet und überschaut. Es entspricht dieser Tatsache durchaus auch seine Arbeitsweise. Nicht der Abfolge der von ihm geschilderten Ereignisse nach hat Vergil an seiner Aeneis gedichtet. Da und dort griff er eine Episode heraus und gestaltete sie — in seiner „Bärinnenmanier", wie er es nannte: die Bärenmutter nämlich bringe zuerst ungeformte Junge zur Welt und mache sie erst durch Lecken zu richtigen Bärlein. So schrieb er in einem Zug eine größere Anzahl Verse hin und feilte sie dann in wochenlanger Arbeit aus. Widerspricht eine solche Art des Schaffens nicht jenem ständigen Blick aufs Ganze, die die Stadlersche Analyse voraussetzt? Darum glaube ich nicht an eine geheime Harmonie eines Großepos wie die Aeneis eines ist, bei einem augusteischen Dichter. Auch in keinem andern Werk des Vergil sehe ich eine solche, vielmehr gerade das Gegenteil, Werkstücke kleineren Umfangs, die als Einheiten nebeneinander stehen. Und auch bei Horaz ist es nicht anders.

Aber wie der Schöpfung Geheimnis, ist auch das des Dichters abgrundtief. Vielleicht hat auch Stadler etwas von diesem Vielschichtigen errafft. Aber daß es eine dominante Wahrheit sei, glaube ich nicht. Ernst Howald.

Romanità.

Rudolf Kircher: Romanità. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1942.

Dieses Buch des Hauptschriftleiters der „Frankfurter Zeitung" liegt in einer für Italien bangen Stunde in unserer Hand. Denn „Romanità" ist für den Italiener „der Inbegriff des Geistes, der Tugenden und der Zielsetzung, die Rom einst groß gemacht, ja über alle Völker der damaligen Welt erhoben haben". Diese Wiedergeburt der Romanità, so will es heute scheinen, ist durch die Kriegsereignisse zum mindesten stark gehemmt worden. Aber ein so tätiges und in sich so

sicheres Volk wie das italienische wird auch einen solchen Rückschlag in seinen Bestrebungen zu ertragen und zu überwinden wissen. Die letzten zwanzig Jahre seiner nationalen Entwicklung haben auf dem Wege zu dieser Wiedergeburt so viel geschaffen, daß unmöglich alles verloren sein kann.

Es ist das Verdienst dieses Buches, klar und sicher den Weg des italienischen Volkes aufzuzeigen, den Weg durch die Trümmer der zerborstenen Antike, durch Fremdherrschaft und Uneinigkeit hindurch. Auf wechselnden Schauplätzen und an stets wechselnden Problemen zeigt es das Wiedererwachen und Erstarken eines Volkes, das, arbeitsam, bescheiden und zäh wie kaum ein anderes, sich seinen Weg in eine größere Zukunft bahnt.

„Italianità" war das richtunggebende Ziel zu Beginn der neuen Aera, und „l'Italia farà da sè" das stolze und doch so selbstverständliche Wort, des sein Schicksal aus sich selbst heraus gestaltenden Volkes, das fleißig und heiter zu planen und zu bauen begann. Und als es über das ererbte Gebiet der vergangenen Jahrhunderte hinaus griff und seine Ziele weiter spannte, da wurde die „Italianità" zur „Romanità" erweitert, zum Streben nach der Wiedergeburt des alten römischen Reiches, das über das Mittelmeer hinaus reichte.

Mit scharfem Blick schildert der kundige Verfasser die seltsame historische Schichtung des italienischen Volkes, die Begegnung der gegensätzlichsten Welten in seinem Landbereich, der griechischen, byzantinischen, etruskischen, germanischen. Von ganz verschiedenen Seiten her beleuchtet, wird das Problem oft überraschend interessant, und es zeigen sich ganz neue Zugänge zum italienischen Wesen. Alle diese Zugänge aber führen zu dem einen Ziel, das in diesem Buche gezeigt werden will: der Wiedergeburt in der Einigung durch die Hand der Savoyer, dem Zusammenwachsen zu einer völkischen Schicksalsgemeinschaft von einer einzigen und einigen Zielstrebigkeit und das Vertiefen und Erweitern dieser Wiedergeburt in den letzten, für Italien so fruchtbaren Jahrzehnten. Die koloniale Bewährung Italiens wird eindrücklich und ohne Übertreibung dargestellt und damit auf Italiens Rolle im Mittelmeerraum hingewiesen.

Und das ist das Wichtigste und Wesentlichste an diesem Buche, daß es den langen und schweren Weg des italienischen Landes und Volkes aufzeigt, den Weg, der über Trümmer, Vorurteile und viele Rückschläge hinweg doch immer aufwärts führte und den weiter zu beschreiten das italienische Volk den Mut und den Glauben besitzt, trotz dem Düster der Stunde.

Man braucht mit den Urteilen und den Schlußfolgerungen des sehr versierten und belesenen Autors nicht immer einig zu gehen; als Ganzes genommen ist dieses Buch Rudolf Kirchners ein sehr verdienstliches und nützliches Werk, das seinen Wert behalten wird auch über die Tage hinaus, die ihm seine Aktualität geben.

Jakob Job.

Militärische Neuerscheinungen.

Oberstdivisionär H. Frick: Brevier der Taktik. Verlag Hallwag, Bern 1943

Das soeben erschienene Buch von Oberstdivisionär Frick verdient den Titel „Brevier" in vollem Umfange. In einem handlichen Bändchen von weniger wie 100 Seiten wird in mustergültiger Weise der Zweck erfüllt, den der Verfasser vor Augen hatte: „Grundsätze der Taktik zu geben, die einen überzeitlichen Charakter behalten und letzten Endes für jeden Kampf maßgebend sein müssen".

Man merkt der Schrift an, daß sie nicht am grünen Tisch geboren wurde, sondern die Frucht jahrelanger Tätigkeit des Verfassers als Lehrer, Übungsleiter und Truppenführer ist. Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die heutige Bewaffnung die jahrhundertealten Gesetze des Krieges nicht außer Kraft gesetzt hat. Die gegenteilige Auffassung war eine Irrlehre, die ihren Anhängern nur Niederlagen gebracht hat.

In knapp gefaßten Abschnitten wird in Form von Leitsätzen alles wesentliche über Kampfmittel, Führung und Führungsgrundsätze in den verschiedenen taktischen Lagen zusammengefaßt. Das Buch ist geeignet, bei Offizieren aller Grade die Begriffe über das Wesentliche bei der ganzen Führung zu festigen und enthält in seiner klaren und anschaulichen Formulierung eine Fülle von Anregungen sowohl für den erfahrenen Truppenführer wie für den jüngsten Leutnant.

An vielen Stellen gelingt es dem Verfasser, seinen Grundsätzen einen allgemein gültigen und zeitlosen Charakter zu geben. Wer bei uns in Versuchung gerät, Gelände, Befestigungen, Bewaffnung oder eine besondere Kampfform wie den Kleinkrieg zu überschätzen, wird hier eines besseren belehrt (vergl. S. 29, Z. 7, Si. 18, Z. 37 und 39 und S. 19, Z. 41, S. 10, Z. 5 und 9, S. 91, Z. 1, 2 und 3).

Es liegt im Interesse unserer Führerausbildung, daß die in dem Brevier zusammengefaßten Grundsätze entgegengesetzte Anschauungen verdrängen. Aber auch jeder gebildete Laie sollte in einer Zeit, in der die harte Wirklichkeit uns zwingt, soviel von Krieg und Kriegsgeschehen zu hören, dieses Brevier zur Hand nehmen, um die elementaren Grundsätze der Kampfführung kennen zu lernen und den Wert der wahren Führerpersönlichkeit, die über hohe moralische Qualitäten verfügen muß, richtig zu erfassen.

In einer 2. Auflage des Buches, die sicher nicht lange auf sich warten lassen wird, dürfte es sich vielleicht empfehlen, im Abschnitt „Der allgemeine Kampfverlauf" einige Ergänzungen anzubringen.

Mögen die Worte, mit denen Oberstdivisionär Frick seine Ausführungen schließt, der heranwachsenden Führergeneration als Wahrspruch vor Augen stehen:

„Dauernder Erfolg wird nur dem zu teil, der Willenskraft mit Klugheit und kühler Überlegung paart."

F. Rieter.

Guy du Cars: „Der unbekannte Offizier". Verlag Hallwag, Bern 1942.

Guy du Cars bedient sich einer Romanfigur, um die Erlebnisse eines Infanterie-Oberleutnants im Feldzug in Frankreich zu schildern. Es folgen sich: Mobilmachung, der Kampf im Saargebiet, die Schlacht an der Ailette, der Rückzug nach dem Durchbruch der deutschen Heere. Seine Ausführungen dürften in vielem mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Das Buch vermittelt auch einen guten Eindruck vom Infanterie-Gefecht. Es bildet einen Beitrag zur Erkenntnis der Gründe der französischen Niederlage, die in der Hauptsache doch wohl in der allgemeinen Geisteshaltung des Volkes und den sich hieraus entwickelnden Zuständen im Heer zu suchen sind. Das Buch ist geeignet, in manchen Punkten auch den schweizerischen Leser nachdenklich zu stimmen.

Erkki Järvinen: „Wir wollen nicht ersticken". Europa-Verlag, Zürich-New-York 1943.

Die Schrift hat einen politisch links stehenden, nach seinen eigenen Angaben franko- und anglophilen finnischen Soldaten zum Verfasser. Järvinen ist Intellektueller und versucht, seiner Einstellung entsprechend, verstandesmäßig einen Ausweg aus der gegenwärtigen Lage Finnlands in eine bessere Zukunft zu suchen. Folgende Punkte seiner Ausführungen scheinen allgemeinem Interesse begegnen zu dürfen:

Järvinen empfindet die russische Gefahr als unmittelbar seine und seines ganzen Volkes Existenz bedrohend. Ein russischer Sieg, glaubt er, würde schließlich zur Umsiedlung der Finnen nach dem Innern Rußlands führen, so wie dies schon weitgehend für die Ostkarelier geschehen ist. So ist er gewillt, diese Gefahr bis zum Schluß zu bekämpfen. Im übrigen ist der Verfasser kriegsmüde, womit er die allgemeine Stimmung des finnischen Heeres zu treffen scheint. Deutsche Sympathien kennt Järvinen nicht. Er achtet jedoch das deutsche Heer und ist dankbar für die vielseitige Unterstützung, die Deutschland den Finnen angedeihen läßt. Seine Sympathien für das offizielle England haben unter der russenfreundlichen Propaganda der B. B. C. und der unfreundlichen Haltung der offiziellen Stellen etwelchermaßen gelitten. Haß gegen England empfindet er jedoch keineswegs, übrigens auch nicht gegen die Russen. So klammern sich seine etwas unklaren Hoffnungen an ein in nebelhafter Ferne liegendes Amerika. Was er von den U.S.A. erhofft, steht allerdings nirgends ausdrücklich. Järvinen vertritt mit Wärme die Notwendigkeit einer nordischen Zusammenarbeit. Er bedauert tief die Lage Norwegens und hofft auf ein Weiterbestehen der Freundschaft mit Schweden. Innenpolitisch wendet er sich mit scharfen Worten gegen die offizielle finnische Propaganda und eine großfinnische Politik.

Vom Standpunkt der Kriegführung enthält die Schrift fraglos Zerfallserscheinungen, die, wenn sie der Ansicht weiter Kreise entsprechen sollten, Spaltun-

gen im finnischen Volk erkennen lassen. Diese könnten sich mit der Zeit sehr wohl höchst nachteilig auf den finnischen Kampfwillen auswirken. Schon mancher Staat ist auf gleiche Weise unmerkbar der Niederlage zugeschritten. Wer dem Feind Ratschläge für seine Propaganda erteilt, handelt zweifellos den Interessen seines Landes zuwider. Aber es steht uns nicht an, den Verfasser zu verurteilen. Es wäre zwar nicht allzu schwer, einen möglichen Ausweg aus dem geistigen Dilemma zu finden, das den Verfasser bedrückt. Wer jedoch nicht in der Lage ist, gleichwertige Leistungen aufzuweisen, tut gut, zu schweigen. Nur an einem glauben wir, in unserm eigenen Interesse, festhalten zu müssen: Je schwerer der Weg, je scheinbar aussichtsloser die innere Zerrissenheit, umso weniger können gedankliche Überlegungen helfen. Da helfen nur der Glaube an die eigene Sache, Festigkeit und Vertrauen in sich selbst.

Bedauerlicherweise hielt es der Verfasser für richtig, den Titel seiner Schrift, dem viel bekannteren „Wir wollten nicht sterben" anzugleichen. Es kann dies nur um des Bucherfolges willen geschehen sein. Der Verfasser von „Wir wollten nicht sterben" ist gefallen. Wer vorgibt, die Fahne der Anständigkeit hochzuhalten, wird einem toten Kameraden auch nicht das Geringste nehmen wollen.

G. Züblin.

Neue Romane.

„So mußte es kommen" von **Louis Bromfield** [1]) ist eine der köstlichsten Erscheinungen auf dem Büchermarkt dieses Jahres. Geschrieben ist das Werk mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Das „lachende" freut sich der kleinen liebenswürdigen Unzulänglichkeiten in jedem Menschen, und das „weinende" trauert über die Grausamkeit dieser Welt, die keinen stillen Winkel unbehelligt läßt.

Bromfield ist ein großer Menschenkenner, ein großer Humorist und ein großer Menschenfreund. Aus diesem dreifachen Reichtum schöpft er, wenn er das Leben einiger harmloser, gar nicht außergewöhnlicher Menschen schildert, die, vom Zufall zusammengeweht, in einer altmodischen Familienpension leben.

In einer herrlichen Ereignislosigkeit fließen die Tage dahin, bis die temperamentvolle Tochter der einen Pensionshalterin und der ruinierte Sohn der andern ältlichen Dame ihre Zelte in den Plüschsalons aufschlagen. Und welche Menschenexemplare ziehen die jungen Leute nicht nach sich! Es wäre dem Buch Abbruch getan, wenn man die Ereignisse vorweg nehmen wollte. Der Leser möge sich selber an den tollen Entwicklungen ergötzen.

Auch der anspruchsvolle Leser wird manche unerwartete Freude genießen; so viel feine Ironie, so viel beobachtetes Leben, so viel liebenswerte Weisheit kann nur ein echter Dichter über die Seiten seines Werkes verstreuen. Ja, man hat den Eindruck des „echten", und das ist wohl das Hauptkriterium für ein gutes Buch; die Freunde Louis Bromfields aber werden mit erneuter Freude bemerken, daß der Dichter ihnen wieder eine Seite seines Wesens offenbart hat, die sie bisher noch nicht an ihm kannten.

Es ist nicht leicht, über das Werk **Wally Widmers „Die Weberin"** [2]) zu schreiben. Es ist ein Erstlingswerk, dem man die typischen Schwächen der Erstlingswerke: eine mühsame Sprache, „geschriebene" und nicht „gesprochene" Dialoge, künstlich angegliederte Szenen, Gedanken, die nicht zu Ende geführt werden, Szenen, die im Sande verlaufen und manches andere, peinlich anmerkt.

Das Grundthema ist gut und recht, es kleidet sich in manches hübsche und treffende Wort, aber es ist in der Hauptsache nur das Spalier gegeben, an dem nun die Gestaltungskraft eines echten Dichters den blühenden Baum befestigen sollte.

Bei allen Mängeln ist das Buch „Die Weberin" aber dennoch eine erfreuliche Erscheinung, denn der kritische Leser ahnt ein Können, das sicherlich einmal hervorbrechen wird, aber: mehr Zeit lassen, mehr arbeiten, mehr gutbürgerlichen Fleiß benutzen an Stelle der vermeintlichen Genialität. Wenn die Schreiberin dieser Besprechung sich erlaubt, ein junges Talent zu schulmeistern, so aus dem Erinnern der eigenen Erstlingsfehler heraus.

---

[1]) L. Bromfield: So mußte es kommen. Humanitas-Verlag, Zürich 1943.
[2]) Widmer Wally: Die Weberin. Humanitas-Verlag, Zürich 1943.

Keine Erscheinung auf dem Büchermarkt wird so erbarmungslos kritisiert wie ein Erstlingswerk, aber daraus, ob man diese Kritik erträgt und aus ihr lernt, kann der Verfasser selber ableiten, ob er das Zeug in sich hat, Neues und Besseres zu schaffen. Wir warten gespannt auf das nächste Buch von Wally Widmer.

Mary Lavater-Sloman.

Geschiedene Ehen.

Dr. J. Strebel: Geschiedene Ehen. Erfahrungen und Gedanken eines Richters. Verlag Räber & Cie., Luzern 1943.

Der Verfasser, seit mehreren Jahrzehnten Mitglied des schweizerischen Bundesgerichts, beschäftigt sich in dieser Schrift, der er die Worte Mittlers in Goethes Wahlverwandtschaften (Jubiläumsausgabe Bd. 21, S. 80) mit dem Satze „Die Ehe muß unauflöslich sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist" als Motto voransetzt, mit dem Problem der Ehescheidungen, das angesichts der erschreckenden Zahlen der Statistik (3390 Scheidungen im Jahre 1938 gegenüber 969 im Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1900) die Öffentlichkeit zu beunruhigen beginne. Er geht dabei, ohne in weltanschauliche Gebiete hinübergreifen zu wollen, von der geltenden Rechtsordnung aus, die in ihrer Grundeinstellung zum Eheproblem von einem hohen sittlichen Ernste getragen sei. Wenn das von Eugen Huber angestrebte Ziel nur teilweise erreicht worden sei, so liege das nicht sowohl am Gesetze, als daran, daß vielen Ehegatten das Verantwortungsbewußtsein ihrem Ehepartner, ihren Kindern und der Allgemeinheit gegenüber abgehe und daran, daß die Anwendung des Gesetzes nicht immer aus der grundsätzlichen Einstellung des Gesetzgebers heraus erfolge. Er stellt bedauernd fest, daß viele schweizerischen Gerichte die Scheidung schon bewilligen, wenn beide Parteien sie begehren, indem sie insbesondere leichtgläubig auf die Parteibehauptungen abstellen, ohne den in Art. 158 geforderten Beweis dafür und für die tiefe und unheilbare Zerrüttung der Ehe zu verlangen, oder indem sie scheiden, wenn die Ehegatten sich über die Nebenfolgen der Scheidung verständigt haben. Der Verfasser pflichtet der Formulierung von Prof. Egger in dessen Kommentar zum Familienrechte bei, „daß die Ehescheidung eine ultima ratio sei, die nur aus einer gravissima causa zugelassen werden könne". Jede Scheidung sei, ihrem Wesen nach, ein Angriff auf das Institut der Ehe selbst. Je öfter diese Angriffe erfolgen und je leichter sie siegreich seien, um so mehr verliere die Ehe, die nicht nur eine Liebs-, sondern eine Schicksalsgemeinschaft sei, den Charakter einer grundsätzlich unlösbaren Verbindung. Oft werde auch verkannt, daß der unschuldige oder weniger schuldige Gatte gar nicht zu begründen habe, weshalb er sich der Klage des schuldigen widersetze. Die Strafe des Eheverbotes sollte von Amteswegen ausgesprochen werden, sobald die gesetzlichen Voraussetzungen dafür vorliegen, nicht zunächst weil der schuldige Gatte den andern beleidigt habe, sondern weil er ein Institut mißbraucht habe, das die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung sei.

In einem besonderen Kapitel behandelt der Verfasser die Schwierigkeiten der richterlichen Wahrheitserforschung im Scheidungsprozeß, indem er einen Ausspruch des deutschen Juristen Prof. Kahl erwähnt, der in einem Vortrag erklärte: „Jeder wird mir aus der Praxis bestätigen, daß in neunzig von hundert Fällen die Richter wissen, daß das, was ihnen im Scheidungsprozesse vorgetragen wird, Unwahrheit ist". Damit hänge zusammen, daß nur in einem geringfügigen Prozentsatze Beweisverhandlungen durchgeführt werden, ganz abgesehen davon, daß es gerade im Scheidungsprozesse besonders schwierig sei, festzustellen, auf welcher Seite das Recht und insbesondere die tieferliegenden Ursachen der Entfremdung liegen. Ausführliche Betrachtungen widmet der erfahrene Verfasser dem Schicksal der Frauen, denen die Scheidung schon nach den Worten des Euripides in der Medea Schmach bringe und der „Scheidungswaisen". Das Los der Kinder ist in der Tat, wie jeder Praktiker weiß, die düsterste Seite im Bilde der Scheidungswirkungen. Über deren Schicksal zu entscheiden, sei die verantwortungsvolle und oft fast unmögliche Aufgabe des Richters, wozu noch bemerkt werden mag, daß das Gesetz über die Zuteilung der Kinder kein einziges Wort verliert und daher alles dem Ermessen des Richters überläßt. Bundesrichter Strebel vertritt sodann mit Recht die Auffassung, es werde viel zu wenig zum Zwecke der Vermeidung von Scheidungen der Eheschutzrichter

in Anspruch genommen, dessen Amt allerdings ein delikates und verantwortungsvolles, aber auch ein schönes und verdienstliches sei. Es hänge alles davon ab, daß es den rechten Mann finde, einen Mann von menschlicher Größe, der die Geduld und die Güte habe, die Klagenden anzuhören, der sich in ihre Lage einfühlen und ihre Nöte verstehen könne, der klugen Rat zu geben und wo nötig auch ernst und eindringlich zu mahnen, zu belehren und zu überzeugen verstehe.

Einige wörtliche Zitate mögen den Geist und den Ernst der Darstellung beweisen: „Der Glaube an die Heiligkeit der Ehe und der mit ihr übernommenen Pflichten kann im Volke nur erhalten werden, wenn er auch aus den richterlichen Urteilen zu ihm spricht." — „Leichte Scheidungsmöglichkeit fördert leichte Eheschließungen." — „Ein wahrer Circulus vitiosus: Man heiratet leichtsinnig, weil man leicht scheiden kann, und man kommt zur Scheidung, weil man leichtsinnig geheiratet hat."

Zur Verbesserung der Scheidungspraxis appelliert der Verfasser auch an die Mitwirkung der Anwälte, die nicht bloß Rechtsberater, sondern Vertrauensmänner und Freunde ihrer Klienten und sich bewußt sein müssen, daß sie eine Art öffentlichen Amtes versehen, was ihnen zur Pflicht mache, die Probleme großzügig anzugehen und sie auch unter dem Gesichtspunkte des Gemeinwohls zu betrachten, das mit dem richtig verstandenen Wohl ihrer Klienten nie im Widerspruch stehen werde. Ein wesentliches Mittel zur Besserung findet er in der wirtschaftlichen Fürsorge für die Familien und in der Stärkung des Familiengeistes.

Möge dem mit so viel Geist und Herz, Verantwortungsgefühl und Lebenserfahrung geschriebenen Buche von Bundesrichter Strebel zum Wohle unseres Volkes ein baldiger Erfolg beschieden sein!

Eugen Curti.

Zum Jahrgang 1942 des „Werk".

Auch der vergangene Jahrgang des bis jetzt im Verlag von Gebr. Fretz A.-G. in Zürich erschienenen „Werk" bot dem Leser, in erster Linie natürlich dem architektonisch Interessierten, vielseitige Anregungen. Neben Wohnhäusern aus allen Landesteilen wurden z. B. in einer Nummer eine Reihe moderner Schulhäuser vorgeführt; von den zahlreichen öffentlichen Gebäuden, die wir kennen lernten, sei die als Kompositions-, Konstruktions- und vor allem als Stil-Problem interessante Universität von Fribourg genannt. Auch die Gartenkunst wurde berücksichtigt; besonders erwähnt sei wegen verschiedener prinzipieller Fragen ein Aufsatz über die Parkanlagen Stockholms. Klar und instruktiv ist die fast eine ganze Nummer ausfüllende, reich illustrierte Behandlung des Hotelbauproblems, in der uns neben den unverzeihlichen Sünden der Hotel-Architektur im vorigen Jahrhundert auch die vor diesem großen Sündenfall erbauten, in der Unschuld des Paradieses sich präsentierenden ältesten schweizerischen Gasthäuser vorgeführt werden. Neben der Architektur wurde aber auch die Malerei ihrer Bedeutung entsprechend berücksichtigt; außer verschiedenen Aufsätzen monographischen Charakters (u. a. über Paul Basi. Barth, Alex. Blanchet u. a.) sei besonders auf den von verschiedenen Abbildungen begleiteten Bericht über die Ausstellung des unbekannten Winterthurer Privatbesitzes, der ja wirklich von einem selten hohen Sammler-Niveau zeugt, hingewiesen. Die Plastik ist in diesem Jahrgang vielleicht etwas weniger stark vertreten; doch sei u. a. an den Aufsatz über den Brunnen vor dem neuen Basler Museum, sowie, der Verbindung einer modernen Plastik mit einem historischen Bauwerk wegen, auf die Wiedergabe des Bullinger-Denkmals am Großmünster in Zürich erinnert. Auch Aufsätze über kunstgewerbliche Arbeiten fehlen nicht, sogar der schweizerischen Modeschau ist in diesem Jahrgang eine Nummer reserviert. In gewohnter Weise treten zu all diesen größeren Aufsätzen noch eingehende Berichte über Ausstellungen, Wettbewerbe, wertvolle Buchbesprechungen usw.

Mit der letzten Nummer zeichnet übrigens Peter Meyer zum letzten mal als verantwortlicher Redaktor und wir müssen gestehen, daß wir seinen Weggang recht bedauern. Besonders seine Art, künstlerische Probleme in größere kulturelle oder soziologische Zusammenhänge hineinzustellen, haben wir immer sehr geschätzt, denn Kunst ist nun einmal in der Regel nicht einzig Sache der Künstler; sie spielt sich nicht allein mit ihrem Schöpfer in einem luftleeren Raum ab, sondern sie ist durch

unzählige Fäden mit allen andern Äußerungen des menschlichen Geistes verbunden. Bei der Behandlung solcher Fragen hat sich nun P. Meyer nie irgend einer Ideologie hingegeben, sondern hat sich im Gegenteil redlich bemüht, allen geistigen Strömungen und allen Ansichten gerecht zu werden. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß man über dies und jenes auch eine andere Ansicht haben konnte; aber auch wenn man die Auffassungen Peter Meyers nicht oder nicht ganz teilen konnte, so wurde man trotzdem durch sie immer wieder dazu angeregt, neue Wege zu probieren und neue Zusammenhänge aufzusuchen.

S. Guyer.

Ein Erinnerungswerk.

Marcel Godet: Dernières nouvelles d'il y a cent ans. Editions Victor Attinger, Neuchâtel.

Die letzte Publikation von Marcel Godet ist ein interessanter Beitrag des schweizerischen Schrifttums. Interessant schon deshalb, weil der Verfasser von der anerkennenswerten Idee ausgegangen ist, uns die Vergangenheit näher zu bringen. Überdies ist es ihm in dem Untertitel „La Suisse et l'Europe" gelungen, Vergleiche zu ziehen, die der Schrift noch eine größere Bedeutung geben.

Aegypten ausgenommen, ist 1840 ein ausgesprochenes Friedensjahr. Auch kommen keine nennenswerten Unruhen vor. Im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Ereignisse steht die Vermählung der Königin Viktoria von England mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg.

Inmitten der Monarchien fallen zwei Republiken auf: die schweizerische Eidgenossenschaft und das kleine San Marino. Polen war seit 1815 unter russischer Oberhoheit; auch die Bulgaren, Albaner und Montenegriner waren nicht selbstständig. In Griechenland regierte ein Bayer (Otto I.). Die rumänische Nation hatte den Bojaren Alexander-Johann zum Fürsten erhoben, und über Serbien herrschte das kurzlebige Haus Obrenowitsch. Der Vizekönig von Sardinien, Karl-Albert von Savoyen-Carignan nahm die italienische Krone an. Auf der Iberischen Halbinsel herrschten zwei Frauen: Isabella von Bourbon in Spanien und die unglückselige Maria II. von Braganza in Portugal. In Frankreich war wieder das Haus Orléans an die Macht gekommen. Luxemburg und Holland waren unter Wilhelm II. von Oranien vereinigt. Über Schweden und Norwegen herrschte ein ruhmreicher Feldmarschall Napoleons: Johann Bernadotte. Schließlich fand in Deutschland ein Thronwechsel statt: Friedrich-Wilhelm IV. wurde Nachfolger Friedrich-Wilhelm III.

Godet berührt auch die Literatur und bringt den Beweis, daß jedes Volk reich an geistigen Erzeugnissen ist. Man kann wohl mit Recht von einer zweiten klassischen Periode sprechen, wenn wir dabei berücksichtigen, daß um 1840 bedeutende Dichter, Schriftsteller, Historiker, Philosophen und Komponisten gelebt haben. Aber bei der steigenden Rivalität war ein anhaltender Erfolg schwer zu erringen. Mehr als einmal kennzeichnet sich die Verbitterung Schopenhauers in seinen Werken. Er trug Fichte die kalte Ablehnung jahrelang nach und griff die Philosophieprofessoren mit maßloser Heftigkeit an. Auch Wagner hatte einen schweren Kampf auszufechten. Die Intendanten brachten dem „Rienzi" und dem „Fliegenden Holländer" (1841) große Gleichgültigkeit entgegen. Er sah sich bald von allen Mitteln entblößt und schrieb vorübergehend für Musikzeitungen. Balsac, dessen Schulden sich auf 200,000 Franken beliefen, erlebte ein völliges Fiasko bei der Uraufführung von Vautrin. Nach dem unsterblichen „Jocelyn" (1836), versucht Lamartine die Muse in den Dienst der Politik zu stellen, doch seither ging seine dichterische Kunst zurück.

Zum Glück war das Geschick nicht allgemein. Hugos Lyrik drang immer stärker an die Öffentlichkeit: Fonction du poète, la statue und Oceano nox aus „Rayons et ombres" wurden mit Begeisterung aufgenommen. — Bald verbreitete sich über ganz Deutschland ein Trutzlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein". Ein Jahr später (1841) entstand die Nationalhymne Fallerslebens. Musset aber antwortete auf das Beckersche Rheinlied mit einer durchdrungenen Kraft, und fortan sangen zu beiden Ufern des Stromes Deutsche und Franzosen das hohe Lied.

Was Wagner noch nicht verwirklichte, verwirklichte ein Mendelssohn-Bartholdy. Er komponierte in D-moll den 42. Psalm. Nachdem er die vergessene Matthäuspassion von Bach in Berlin zur Aufführung gebracht, wurde er zum Kapellmeister in Dresden ernannt; Friedrich-Wilhelm IV. beauftragte ihn, die sophokleischen Tragödien in Musik umzusetzen.

Die Geschichtsforschung war damals sehr lebendig. In Frankreich nennen wir Thierry, Guizot und Tiers. In Deutschland Schlosser, Ranke, Droysen und Weber. Im Jahre 1839/40 erschienen Rankes „Deutsche Geschichte in der Reformation", ein Werk von antiklerikaler Gesinnung. Auch Guizot und Chateaubriand haben uns monumentale Schöpfungen hinterlassen. Und wo stand die Schweiz? Hatte der Aufenthalt von Victor Hugo in Zürich und Basel unseren Literaten keinen Ansporn gegeben? Gewiß war das Genie Gottfried Kellers noch zu jung, um von sich reden zu lassen. Immerhin muß neben Jeremias Gotthelf, der 1841 seinen bedeutenden Erziehungsroman „Uli der Knecht" veröffentlichte, noch einer erwähnt werden: Johann Zschokke. Seine deutsche Herkunft wird nicht in Abrede gestellt, aber seine Gedanken waren durch und durch schweizerisch. Kein anderer als er lief Sturm gegen das Wöllnersche Aufklärungsedikt, und als die philosophische Fakultät zu Frankfurt ihn deshalb ausschloß, ergriff er den Wanderstab. Vom 24. Lebensjahr an lebte er in der Schweiz. Zschokke bekleidete mehrere Ämter, wurde Mitbegründer des „Aufrichtigen Schweizerboten", und der Kanton Basel ernannte ihn zum Regierungsstatthalter. Wo immer Unruhen waren, Zschokke wirkte stets besänftigend. Von seinen gesammelten Schriften möchte ich zwei Werke hervorheben: „Stunden der Andacht" (1809) und „Selbstschau" (1842).

Das Jahr 1840 schloß mit einem ebenso großartigen Ereignis wie die Vermählung der Königin von England: am 15. Dezember wurden die Gebeine des einzigen Napoleons nach Paris überführt. Sechzehn Pferde zogen den Katafalk nach dem Invalidendom. Man sieht Prinz de Joinville an den König herantreten: „Sire, je vous présente le corps de l'empereur Napoléon". Dieser erwidert: „Je le reçois au nom de la France!"

Die „letzten Nachrichten vor 100 Jahren" bringen noch andere Ereignisse an den Tag: den Züriputsch, die Vereinigung unserer demokratischen Verfassung (Referendum), die Revolution im Tessin, das Gelübde der Neuenburger Royalisten, die endgültige Einführung des Bundeskreuzes in der Schweizer Armee usw.

Marcel Godet, der Direktor unserer größten Bibliothek, hat dem Schweizer ein lehrreiches Buch in bescheidenem Umfang gegeben.

Robert-E. Du Pasquier.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

von Aue, Hartmann: Der arme Heinrich. Schwabe, Basel 1943. 107 Seiten, Fr. 3.25.

Baschy, René: Das Wiederaufbauwerk von Sully und unsere Zeit. Separatabdruck aus der Schweizerischen Handelszeitung. Privatbank und Verwaltungsgesellschaft, Zürich 1943. 27 Seiten.

Berend, Eduard: Jean Paul und die Schweiz. Huber, Frauenfeld 1943. 132 Seiten, Fr. 4.—.

Bonjour, Edgar: Die schweizerische Neutralität. Herbert Lang, Bern 1943. 36 Seiten, Fr. 1.80.

Brock, Erich: Ernst Jünger und die Problematik der Gegenwart. Schwabe, Basel 1943. 22 Seiten, Fr. 2.—.

Burckhardt, Carl J.: Erinnerungen an Hofmannsthal und Briefe des Dichters. Schwabe, Basel 1943. 86 Seiten, Fr. 3.25.

Burckhardt, Carl J.: Ein Vormittag beim Buchhändler. Schwabe, Basel 1943. 47 Seiten, Fr. 2.75.

Chaucer, Geoffrey: Troilus and Criseyde. Francke, Bern 1943. 104 Seiten, Fr. 4.80.

Das Vormundschaftsrecht. Veröffentlichungen der schweizerischen Verwaltungskurse der Handelshochschule St. Gallen. Benziger, Einsiedeln 1943. 160 Seiten, Fr. 7.80.

Davies Joseph E.: Als U. S. A.-Botschafter in Moskau. Übersetzung aus dem Amerikanischen. Steinberg Verlag, Zürich 1943. 500 Seiten.

Dolf, Willy: Die ökonomisch-patriotische Bewegung in Bünden. Sauerländer, Aarau 1943. 185 Seiten.

Enderlin, Fritz: Haus am See. Gedichte. Orell-Füßli, Zürich 1943. 56 Seiten, Fr. 4.50.

Frick, H.: Brevier der Taktik. Hallwag, Bern 1943. 95 Seiten, Fr. 4.50.

Fromer, Leo: Die Kollision von Bundessteuerrecht mit kantonalem Steuerrecht. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1943. 39 Seiten.

Fueter, Karl: Vier Einwände gegen das Christentum. Gotthelf-Verlag, Zürich 1943. 32 Seiten, Fr. 1.—.

Häusermann, Walter: Textbook of Modern English Poetry. Francke, Bern 1943. 88 Seiten, Fr. 4.50.

Herder: Spiegel der Humanität. Schwabe, Basel 1943. 136 Seiten, Fr. 4.—.

Herold, Hans: Die Kriegstransportversicherung des Bundes. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für schweiz. Statistik und Volkswirtschaft, 79. Jahrgang, Heft 2, 1943.

Huber, Max: Der barmherzige Samariter. Betrachtungen über Evangelium und Rotkreuzarbeit. Schultheß, Zürich 1943. 68 Seiten.

Hüber, Reinhard: Die Bagdadbahn. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1943. 126 Seiten und 1 Karte, M. 3.50.

Jadassohn, W. und **Stellmacher, M.:** Erste Hilfe. Was jeder heute wissen muß. Rascher, Zürich 1943. 64 Seiten, Fr. 2.25.

Jaeger, Frieda: Rita. Erzählung. Reinhardt, Basel 1943. 141 Seiten, Fr. 3.—.

Ihering, Herbert: Von Josef Kainz bis Paula Wessely. Schauspieler von gestern und heute. Hüthig, Heidelberg 1942. 248 Seiten und 32 Abbildungen, M. 5.80.

Juventus Helvetica. Unsere junge Generation. Verlag M. S. Metz, Zürich 1943. 331 Seiten und 142 Abbildungen.

v. Kardorff: Bismarck im Kampf um sein Werk. Mittler, Berlin 1943.

Koegler, Hans: Hans Holbein d. J. Die Bilder zum Gebetbuch Hortulus Animae. Schwabe, Basel 1943. 268 Seiten und 115 Seiten Abbildungen, Fr. 12.50.

Kruisinga, E.: The Phonetic Structure of English Words. Francke, Bern 1943. 179 Seiten, Fr. 5.80.

Langenbucher, H. und **Ruoff, W.:** Deutsche Gegenwartsdichtung. 2. Band. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1943. 379 Seiten, M. 2.40.

Moser, Max: Deutsche Gedichte. Ein Übungsbuch für Deutschklassen höherer Schulen. Francke, Bern 1943. Fr. 2.—.

Mumenthaler, Max: Der letzte Zornegger. Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten 1943. 61 Seiten.

Mystische Texte aus dem Mittelalter. Ausgewählte Proben der schweizerischen Mystik. Schwabe, Basel 1943. 164 Seiten, Fr. 4.—.

de Nerval, Gérard: Aurelia. Schwabe, Basel 1943. 139 Seiten, Fr. 4.25.

Nietzsche, Friedrich: Vergeblichkeit. Schwabe, Basel 1943. 111 Seiten, Fr. 3.25.

Pestalozzi, Heinrich: Reden an mein Haus. Schwabe, Basel 1943. 203 Seiten, Fr. 5.—.

Pfister, Kurt: Kaiser Friedrich II. Paul Hugendubel, München 1943. 414 Seiten mit 128 Tafeln, M. 15.—.

Rahner, Hugo: Abendländische Kirchenfreiheit. Dokumente über Kirche und Staat im frühen Christentum. Benziger, Einsiedeln 1943. 380 Seiten, Fr. 11.50.

Röpke, Wilhelm: Die Lehre von der Wirtschaft. Rentsch, Erlenbach 1943. 203 S.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.